

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **17 (1937-1938)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch dieses Problem ist bereits in verschiedenen kantonalen Offiziersgesellschaften aufgerollt worden. An der Generalversammlung der Schweizerischen Offiziersgesellschaft hat Oberstlt. i. GSt. Däniker in seinem Vortrag über das Problem der Infanterie klar die Forderung einer Armeeleitung begründet, und seither hat bereits die Offiziersgesellschaft des Kantons Schaffhausen der Schweizerischen Offiziersgesellschaft einen entsprechenden Antrag unterbreitet. So ist dafür gesorgt, daß auch dieses Problem nicht vergessen wird, und es ist zu hoffen, daß sich die Studienkommission der Schweizerischen Offiziersgesellschaft auch gleich mit der Frage einer Armeeleitung befaßt. Denn eine kriegsgenügende Ausbildung einer Armee ist undenkbar, solange nicht eine einheitliche Armeeleitung für eine einheitliche Ausbildung sorgt.

Betrachten wir diese Probleme im Zusammenhang mit der gegenwärtigen Reorganisation unserer Armee, so müssen wir schon feststellen, daß man im Grunde genommen das Pferd am Schwanz aufgezümt hat. Bevor irgend eine andere Reorganisationsmaßnahme an Hand genommen wurde, hätte zuerst das G. M. D. reorganisiert und eine Armeeleitung geschaffen werden sollen, damit der Chef der Armeeleitung dann die gesamte Reorganisation hätte leiten können. Nun haben wir den umgekehrten Weg eingeschlagen und die Reorganisation der Armee ist in vollem Gange. Trotzdem ist eine einheitliche fachliche Armeeleitung nach wie vor dringend nötig, damit aus den verschiedensten Reorganisationsmaßnahmen ein Maximum an Wirkung herausgeholt und die weitere Entwicklung der Armee zielbewußt geleitet werde.

Gottfried Zeugin.

Kultur- und Zeitfragen

Albert Anker im Basler Kunsthaus.

Die schöne Albert-Anker-Ausstellung im Kunsthaus zu Basel vermittelt uns ein Erlebnis, das heute nicht mehr vereinzelt dasteht: ein Genre- und Historienmaler, den wir unter platonischer Bewunderung seiner kalten Virtuosität uns in gemessenem Abstand zu halten pflegten, wird vor unseren Augen zu einem gelösten Schilderer zufälligen, unpointierten, unendlichen Lebens. Schon die Ausstellung deutscher Kunst in Bern vor einem Jahre ließ diese Umwandlung erfolgreich mehreren Meistern des 19. Jahrhunderts angedeihen; und wir erinnerten uns dabei an die Eindrücke, die es gewährte, vielleicht einen der vielen unerträglichen, süßlich-konventionellen italienischen Barockmaler an Hand seiner Zeichnungen und Skizzen plötzlich als reichen, kraftvollen und der Wirklichkeit mutig hingeebenen Geist zu entdecken. Natürlich hat diese Verlagerung der Akzente ihre Gefahr; eine gewisse Verfälschung ist dabei fast unvermeidlich. Der Drang unserer Zeit nach dem Skizzenhaften ist nicht ganz legitim. Doch kann mit Vorsicht darin ein wesenhafter Weg zu Werten erschlossen werden, die uns sonst verschüttet wären. Die rein erzählende Gestaltung hält sich nur bei den größeren Meistern insbesondere während Zeiten, die dem Mythischen nahestehen, in müheloser Deckung mit der Fülle und Echtheit des Lebens; bei späteren und kleineren kann die Richtung aufs Novellistische aber immerhin noch die Funktion haben, das flüchtige Leben selbst vor Austrocknung durch das Bewußtsein zu schützen. Wird das Bruchstückhafte und Strömende der tieferen subjektiven Lebendigkeit bewußt zum Ziel genommen, so führt das oft zur Zerrüttung der Wirklichkeit, wie uns die Entwicklung der Kunst in den letzten Jahrzehnten reichlich belegt. Gerade aber unter einer objektivierenden Ausrichtung und Abzweckung der Kunst kann sich das Ziellose und In sich zurücklaufende ungefährlich entfalten.

Das sind so Überlegungen, zu denen diese Anker-Ausstellung ohne weiteres anregt. Wenn wir z. B. vor das Bild des Dorfnotars treten, so scheint uns die photographische, zeichnerische Treue bis zur Kuriosität getrieben zu sein, und viel anderes entdecken wir zunächst an dem Bilde nicht. Wenn wir aber den Stoß von Briefen im linken Vordergrund näher betrachten, so gewahren wir, daß nicht allein die Naturwahrheit daran schlechthin unüberbietbar ist, sondern daß sich ganz einheitlich damit ein lebendiger Gesamteindruck ergibt, der sich geradezu an alle Sinne richtet und ein farbiges Leben entfaltet, welches mit impressionistischen Mitteln nicht besser hätte gestaltet werden können. Trotzdem werden uns heute die Bilder, Zeichnungen, Aquarelle näher sein, in denen nicht das, was uns angeht, erst aus einem gartenlaubenhaften Vorgang herauszuschälen brauchen. Auch in ihnen bleibt Ankers Gegenstandsbildung überall von höchster Gewissenhaftigkeit, die Könnerschaft verblüffend, die Durcharbeitung restlos. So ergeben sich da teilweise Bilder, die für heutige Empfindung in jeder Weise vollgültig, selbstgenügsam, sacherfüllt dastehen, die aber für jene Zeit größtenteils nur als Materialsammlung für verwickelte Erzählungen gehen konnten. Das gilt allerdings nicht ausnahmslos. Es sind Landschaften, Städtebilder, Bildnisse vorhanden, die wohl auch als endgültige gemeint sind. Die große Masse aber der ausgestellten Werke gibt mit äußerster Gewissenhaftigkeit notierte Einzelheiten, die am Wege mitgenommen wurden, besonders aus der bäuerlichen Welt: Skizzen von Köpfen, von ganzen Figuren, von Bauernhäusern nach ihrer Innen- und Außenseite, von Winkeln der Malerwerkstatt und andern malerischen Ecken einer idyllischen Umwelt. Als eines der schönsten Bilder dieser Art blieb uns eine Hofecke, die von einer großen beleuchteten grauen Wand überhöht wird, im Gedächtnis: ein Bild, das die größten Impressionisten nicht verleugnen würden. Ein Gegenstand, den Anker liebte, sind die alten Kachelöfen der Bauernhäuser, deren bunte Muster er mit Genauigkeit wiederzugeben liebte. Zahlreiche Bildnisse fügen sich diesen hingebenden Schilderungen des Alltags abjaßlos an. Sehr eindrücklich sind z. B. die gezeichneten Bauernköpfe aus dem Lausanner Museum. Immer wieder aber wandte sich Anker den Kindern zu; seine Kinderbildnisse überwiegen die der Erwachsenen wohl nicht unbeträchtlich und zeigen durch die Delikatesse der Farbgebung erhebliche Abwechslung. Eigentümlich ist dagegen, wie der Rassen- und Ausdruckstypus sich bei ihnen fast überall stark gleicht. Diese Kinder haben alle dieselben weit auseinander liegenden Augen, langen, geraden, etwas langweiligen Nasen, kleinen Münder. Meist sind sie blond und helläugig, seltener dunkel. Die höheren Lebensalter stilisiert Anker dagegen meistens auf einen dinarischen Typus hin. Auffallend ist an der geistigen Gestalt seiner Kinderbildnisse die Verwandtschaft mit Chardin. Hier wie dort dieselbe Gebundenheit, die oft zu einer gewissen Stumpfheit und Maskenhaftigkeit des Ausdrucks führt. An Chardin erinnern auch, neben der allgemeinen Gewissenhaftigkeit der Faktur, die wundervollen Stilleben, die allerdings nicht das „mystische“ Gesamtleben aufweisen wie bei jenem. —

Anker wurde 1831 in Jns geboren, ging in Neuenburg und Bern auf die Schule, studierte in Bern und Halle Theologie, siedelte 1854, nachdem der Vater das Umsatteln zur Malerei gestattet hatte, nach Paris über, um dort Schüler Gleyres zu werden, und konnte rasch Erfolge und Anerkennung finden. Zahlreich waren auch später, nachdem er sich wieder in seinen Geburtsort zurückgezogen hatte, seine Reisen nach Paris. Trotz Festhalten am altmeisterlichen Stil, trat er einflußreich für die junge Kunst ein. 1910 starb er in Jns.

Erich Brock.

Gedanken anlässlich der Schoeck-Feier in Freiburg i. Br.

Am 25. April fand in Freiburg i. Br. die Verleihung des (sehr bedeutenden) Erwin von Steinbach-Preises an unsern großen Schweizer Musiker Othmar Schoeck statt. Die Feier verdient die Aufmerksamkeit unserer Leser, nicht zum mindesten auch deshalb, weil sie bewies, daß trotz allem es auch heute noch in voller Harmonie verflingende Ehrungen einer Kultur und Kunst geben kann, die über einer politischen und materialistischen Welt stehen. Was früher selbstverständlich galt: daß die Wirkung wahrer Kunst keine Landesgrenzen kenne, wird heute vielfach vergessen, ja verhöhnt. Statt den ewigen, reinmenschlichen Fragen dient Kunst oft dem Tagesstreit; noch viel schlimmer steht es aber mit ihr, wenn sie äußerem Erfolg zuliebe international sein will und Zusammenhänge mit Art und Heimat und Boden verleugnet. Wir brauchen die besondere Seite von „internationalen“ Dichtern, Musikern, Malern kaum zu nennen, deren „Kunst“ sich stets an die niedersten Instinkte wendet und natürliches Empfinden verfälscht.

Schoeck ist der bedeutendste Länddichter alamannischen¹⁾ Stammes, der die Natur seiner Heimat nie vergißt und gerade deshalb berufen sein wird, weit über seinen engern Kulturkreis hinauszuwirken. Nie ist Musik gesetzt worden, die „schweizerischer“ wäre; aber auch nie solche, die so erhaben über die kleinen örtlichen Anflänge gewesen wäre; bisher hatte ungebildeter Geschmack sich an bloß äußerlichste gehalten. Einer der vielen Mythen, unter denen wir Schweizer zu leben gewohnt sind, ist nämlich die Überlieferung, die Bewohner Helvetiens seien ein Apler- und Rühervolk. In Wirklichkeit zählen nur wenige Länder mehr Hundertteile Stadtbevölkerung... eine Entwicklung, die sich so ausgesprochen weder die Tagelöhner zu Stans noch Niklaus von der Flüe träumen ließen. Tatsache bleibt aber, daß die nationalsten Feste bis heute ihre Bodenständigkeit nicht eher beweisen zu können glauben, als daß sie Alpauszüge musikalisch verwerten. Da schauen sich dann in Basel oder Biel oder Genf die Zuhörer verständnisvoll an, wenn Kuhglocken ertönen und Leute in Sennentracht das Alphorn blasen. Aber da geht kein Trauern an, wie es einst zu Straßburg auf der langen Schanz noch vorkam. Festpräsidenten und Behörden fühlen sich verpflichtet, in vaterländische Begeisterung zu geraten, wenn die lieben Lobeli gelockt werden („Lioba, venide totes, biantses, naires usw.“) oder gar jodelnd das Rigilied von Taten der Väter („D'Windle hangen a der Stange“) angestimmt wird. Hodelihoh! Immerhin besser als die Allermelodie des papierenen „Ruffst du, mein Vaterland“ oder das „Roulex, tambours!“

Schoecks Musik ist schweizerisch, weil sie die Seele, das innerste Wesen unserer Landschaften ausdrückt, weil in ihr, nach den Worten seines Biographen Hans Corrodi (dessen ausgezeichnetes Buch soeben in neuer Auflage erschienen ist²⁾) „die herb liebliche Natur des schweizerischen Mittellandes — mehr als die des Hochgebirges — singt, als ob der Boden der Heimat zu tönen anfinge. Schoeck gehört in die Entwicklungslinie der deutschen Musik, aber er führt ihr schweizerisches Blut, schweizerischen Geist zu.“ — Die Zeit wird kommen, die in ihm den großen Künstler voll erkennt und dies durch Aufführungen aller seiner musikalisch-dramatischen und musikalisch-lyrischen Werke bezeugen wird; dann wird sich zugleich offenbaren, daß Schoeck schon jetzt ein Schutzgeist seiner Heimat ist wie G. Keller. Wie einst dieser Dichter aber, verleugnet er auch keine Kulturverbundenheit. Es ehrt Othmar Schoeck wie die von Steinbach-Stiftung: ihn, daß der zur Förderung alamannischen Geisteslebens bestimmte Preis ihm mit vollem Recht zukommt, sie, daß er heute

¹⁾ Prof. Eduard Heyck hat in diesen Heften nachgewiesen, daß die übliche Schreibweise „alemannisch“ ebenso nachlässig ist, als ob wir „Alerich“ sagen würden.

²⁾ Dr. Hans Corrodi: „Othmar Schoeck. Eine Monographie. 2. erweit. Aufl. Mit 157 Notenbeispielen, 4 unveröff. Kompositionen, einem Facsimile und einem Bildnis. Verlag Huber & Co., A.-G., Frauenfeld u. Leipzig.

einem Schweizer zuerkannt wird. So braucht sich der schweizerische Künstler nicht mehr „lebendig begraben“ zu fühlen. Mögen sich unsere unentwegten Föderalisten mehr ans „Grisonenmädchen mit den Alpenrosen im Haar“ halten — wir freuen uns, daß der grauisige Humor Kellers in der verklärenden Musik Schoecks weithin zu leuchten beginnt. . . „der seine Strahlen durch das Weltall sendet, er löst auch Zeit und Raum in diesem Schrein.“

Für uns war es ein ebenso inniges wie erhebendes Gefühl, zu erleben, wie Schweizer, Badener, Württemberger, Elsäßer sich in der Begeisterung für eine ihrem Kern entspringende hohe Kunst ohne Mißton finden konnten. Daneben schienen die politischen Verschiedenheiten, deren man an jenem Festtag übrigens nicht einmal gewahr wurde, zu verblasen. Wir bedauerten Schweizer, die wie C. Falke in gleichgeschalteter Tropeinstellung gegen Deutschland behaupten, eher würden sie französisch sprechen als sich politisch beeinflussen lassen. . . Eine erhabene Unabhängigkeit, vom Reich wenigstens! Aber welcher Wahn, die Muttersprache politischen Formen aufopfern zu wollen! Wir andern werden, als unabhängige, keiner getarnten Gleichschaltung hörige Schweizer einer Kultur Treue halten, die von Gottfried von Straßburg über Schiller, Bizius, Keller, Vischer, Burckhardt bis Hermann Burte und Emil Strauß reicht (dem erstmals durch den von Steinbach-Preis ausgezeichneten Dichter), ohne uns hierin durch Jahrzahlen wie 1798, 1815, 1848, 1871, 1919, 1933 beirren zu lassen. Goethe hat sich während der Kriegswirren am Reifen bescheidener Erdfrüchte zu erfreuen vermocht; Schweizer freuten sich bei der abendlichen Heimfahrt, zwischen Freiburg und Basel auf friedlichen deutschen Kirchtürmen Störche zu sehen, die feierlich auf einem Bein standen, wie vor alter Zeit.

Am Vorabend sahen wir vom Freiburger Schloßberg aus, wie über dem jetzt wieder französischen Wasgenwald die Sonne zu Golde ging. Gedanken wanderten in diese Sagenwälder Walthers und Hildgunds, dann in den heimatlichen Jura mit seinen herrlichen Sonnenuntergängen und in Zähringerstädte der Schweiz. Wie verschiedene Wege sind doch die beiden Freiburg gegangen! Uechtland und Breisgau! Mögen sie beide wenigstens darin wetteifern, für Unvergängliches empfänglich zu bleiben, wie es, erhaben über den Schein staatlicher Formen, in Natur und Kunst entgegenleuchtet. Dank für die „Elegie“, die neben einer Toccata von J. S. Bach und einer Sonate Schoecks den künstlerischen Kern der Feier in der Albert-Ludwig-Universität bildete. (Leitung durch den Tondichter selbst, Sänger Felix Löffel aus Bern, Orchester des Stadttheaters Freiburg.) Stets geliebte Gedichte Eichendorffs und Lenaus sind uns erst jetzt, mit Schoecks Musik, ganz zu eigen geworden. „Herz, du hast dir selber oft wehgetan, und hast es andern, weil du hast geliebt, gehofft; nun ist's aus, wir müssen wandern!“ Eine Offenbarung wurde vor allem auch der Schluß der Elegie „. . . bis daß das ew'ge Morgenrot den stillen Wald durchfunkelt“, wo Töne anstelle des Lichtes treten und für Geistesohren Ewiges aufleuchtet. Sehnsucht nach dem Werk Schoecks wird allen Teilnehmern der Feier bleiben. Eine ansehnliche Versammlung füllte den neuen Kuppelsaal. Zwanzig bis dreißig Schweizer mochten eingeladen sein, auch einige Elsäßer; die ausländischen „Alamannen“ bildeten annähernd den fünften Teil der Festbesucher. Rektor Professor Dr. Friedrich Mez begrüßte sie an der Spitze des Universitäts senats im Ornat. In ausgezeichnete Rede begründete er die Verleihung des zur Förderung geistiger Kultur im alamannischen Stammesbereich gestifteten Preises. In seiner feinsinnigen Beleuchtung der Kunst Schoecks konnte er sich auf das erwähnte Buch Hans Corrodiss stützen, die bisher einzige Monographie über Dithmar Schoeck, unentbehrlich für alle, denen Musik und Dichtung am Herzen liegen, höchst empfehlenswert darüber hinaus für jeden, der sich um Kultur und Geistesleben noch bekümmert. Mehrmals wurde uns vorgeworfen, viele Leser seien nur auf politische Fragen eingestellt — nun, auch diese sollten nicht an Erscheinungen wie Schoeck vorübergehen, sie schaden dadurch nur sich selbst. Wäre es

z. B. für den Nur-Politiker unter uns nicht aufschlußreich, wie Schoeck unter dem Einfluß der deutschen Umwälzung von 1933 seine „Kantate“ nach Gedichten von Eichendorff empfunden und gestaltet hat? Wie er Verworrenes und Echtes scheidet? Noch nie wurde übles Festhütten-Schweizertum so satirisch einem wahren Rütli-schwur beschwörend gegenübergestellt. Da verwundert sich Hans Corrodi, daß Schoecks Kantate eine „grämliche Presse“ fand! Mehr als Schulweisheit lernt sich im Umgang mit einem so tiefen Künstler, selbst wo er zum Widerspruch reizt. Regenerisch soll er einmal, wohl ironisch, gefragt haben, ob vielleicht die heutige moralische Krisis nicht u. a. eine Folgeerscheinung der Übermüdung der Volksseele durch hundert Jahre allgemeiner Schulpflicht sei . . . Bei R. Wagner hat Schoeck beanstandet, das „eigentlich Musikalische“ fehle ihm, „die linke Seite Wagners ist gelähmt“, und, am Klavier sitzend und die Linke baumeln lassend, meinte er, „das hänge herunter wie ein angeschossener Flügel“. — Gottlob besitzt dafür ja Wagner Herz und Kopf, was nicht bei allen zweihändigen absoluten Musikern immer der Fall ist. Auch Schoeck ist über den Musiker hinaus im Grunde Dichter. So wird er zum Nachschöpfer und Weiterbildner Kleists, Goethes, Kellers und Balzacs, Eichendorffs, Lenaus, Hejjes. Für Schoeck und Corrodi muß es ein Doppelglück sein: ihn so zu kennen und so gekannt zu werden.

Während des von der Stiftung angebotenen Mittagessens und des ebenfalls ihr zu verdankenden Ausflugs auf den Schauinsland — es scheint im Reich immerhin noch mehr Anken als Kanonen zu geben! — fiel manch' gutes, tröstliches Wort. So sprach z. B. Prof. Dr. Faesi für Zürich. Auch Bern und Basel meldeten sich, und für das Elsaß grüßte mundartlich Hr. Walch. Uns schienen manche der Reden fast zu zurückhaltend; umso erfrischender wirkten die offenen, witzigen Worte Ernst Islers aus Zürich und alle schlagfertigen Erwiderungen des Rektor Mez. Hermann Burte, ein echter Dichter, pries den Rhein. Herrlich wußte Schoeck selbst in wenigen Worten, denen seine eigenste Kunst Nachhall gab, auf die beglückende Kraft alaman-nischer Weise hinzuweisen.

Karl Alfons Meyer.

Bücher Rundschau

Aus deutscher Geistesgeschichte.

Lorenz von Stein: Staat und Gesellschaft. Verlag von Rascher & Co., Zürich.

Lorenz von Stein war aus Holstein gebürtig und starb als Universitätsprofessor in Wien. Er lebte um die Mitte des letzten Jahrhunderts und gilt als einer der Begründer der neuzeitlichen Soziologie; besonders wird der starke Einfluß hervorgehoben, den er auf Karl Marx ausgeübt habe. Das gegenwärtige Buch gibt einen gedrängten Ausschnitt aus seinen Lehren. Den Staat betrachtet Stein als die menschliche Kollektivpersönlichkeit, welche Willen und Tat als Funktionen hat und die Einzelmenschen frei und gleich zu Persönlichkeiten herangebildet braucht und wünscht. Die Gesellschaft sieht Stein demgegenüber als die Welt des Objektes, das sich der Verpersönlichung entziehen will, die Welt der Beziehungen, die sich aus den dinglichen Verhältnissen ergeben. Der Kampf zwischen Staat und Gesellschaft ist das Leben der Gemeinschaft. Jeder Mensch strebt nach Besitz und Macht, um sein Leben zu genießen. Jeder Mensch hat auch die Bestimmung, unendlich zu sein, alles zu sein und alles zu haben, und kann doch nur wenig davon verwirklichen. Die Gesellschaft als ganze überwindet diese Begrenztheit weitgehend. Für den einzelnen ist sie aber das System der Abhängigkeiten, das sich aus der fast selbstgesetzlichen Bewegung der Güter (Tausch, Erwerb) ergibt. Sie formt dadurch den Menschen, denn dieser ist weiterhin ein reines Erzeugnis seines Berufs, seines Besitzes nach Art und Menge, und in beiden wiederum seiner Familie, die Beruf und Besitz weitgehend bestimmt. Die Gesellschaft hat das Bestreben, sich der Regelung durch den Staat zu entziehen,